

Liebe Gemeinde,

wenn ein Mensch Gott begegnet, dann lässt das sein Leben nicht so, wie es war. Es löst ein ungeheures Glücksgefühl aus oder ein abgrundtiefes Erschrecken oder beides zugleich. Es ist, wie der Liebe zu begegnen oder dem Tod. Diese beiden Erfahrungen gehören ja eng zusammen. Und nur mit solchen starken Erfahrungen ist die Gottesbegegnung zu vergleichen. Darunter ist sie nicht zu haben.



Unsere Gemeinden sind überwiegend bürgerlich. Das Leben verläuft in ruhigen Bahnen. Dadurch wird das Außergewöhnliche der Gottesbegegnung verschleiert. Die christlichen Feste verschönern ein wenig den grauen Alltag. Weihnachten ragt wegen der Geschenke heraus. Wer sein Kind taufen lässt, ist sich vermutlich bewusst, dass das Leben höchst wunderbar und gleichzeitig immer in Gefahr ist. Und bei der Beerdigung erinnern wir uns wieder, dass wir uns im Grunde nach Ewigkeit sehnen. Aber sonst? Da reden wir manchmal von Gott, machen uns mehr oder weniger kluge Gedanken. Aber das ist etwas anderes als ihm zu begegnen.

Das Stärkste, was wir haben, sind die Sakramente. Taufe und Abendmahl. Ihre Elemente sind sehr einfach und drücken trotzdem die Extreme des Lebens aus. Ein paar Wassertropfen bei der Taufe symbolisieren das Untergehen des alten Menschen. Sie zeigen, wie ein Mensch überschwemmt wird vom Tod und dann auftaucht in ein neues Leben. Paulus sagt es so: "Wir sind mit Christus durch die Taufe begraben in den Tod, um mit ihm in einem neuen Leben zu wandeln". Sie wollen etwas in uns zum Sterben bringen, immer wieder, damit etwas Neues beginnen kann, immer wieder.

Auch im Abendmahl steckt eine ungeheuerliche Aussage: Ich bin es, Christus, den ihr euch einverleibt. Ihr esst mein Fleisch und trinkt mein Blut. Natürlich, man kann es auch harmloser sagen, aber das Johannesevangelium sagt es mit diesen Worten und darum geht es letztendlich. Und so hat die Vergewärtigung des Gekreuzigten von Beginn des Christentums an zu Unverständnis und Abscheu geführt. Die Menschen wünschten sich den Glauben schön, vergeistigt. Blut und Tränen, Leid und Tod hätten sie lieber aus ihrem Leben gestrichen. Aber so ist das Leben nicht. Deshalb ist auch das Brot des Lebens und der Kelch des Heils nicht ohne den grausamen Tod Jesu am Kreuz zu haben. Nur durch ihn hindurch eröffnet sich uns die Auferstehung zu einem anderen Leben.

Wer sich für Gott entscheidet, dessen Körper wird zu einem Tempel des Heiligen Geistes. Nicht nur der schöne und gesunde Körper, sondern auch der gequälte und entstellte. Nur das Wort „entscheiden“ stimmt nicht ganz. Man kann sich dafür entscheiden, in eine Kirche ein- oder auszutreten. Man kann für sein Kind die Taufe entscheiden. Man kann sich entscheiden, das Geheimnis des Glaubens im Abendmahl zu feiern. Man kann sich entscheiden, als Christ zu leben. Aber für Gott selbst kann man sich nicht entscheiden. Er überfällt einen wie die Liebe oder der Tod. Die kirchlichen Angebote können – wenn's gut geht – die Gottesbegegnung unterstützen. Aber sie können sie nicht machen. Das liegt allein in Gottes Hand.

Da stellen sich natürlich Einwände ein: Warum haben die einen solche Gottesbegegnungen und andere nicht? Oder: Dann kann man ja sowieso nichts machen. Und: Dann ist Gott selbst schuld, wenn ich ihm nicht begegne. Ja, das stimmt. Man kann nicht bei allen Dingen etwas machen. Es gibt auch nicht auf alle Fragen eine Antwort. Warum dürfen Menschen nicht sterben, die es sich aufgrund ihres hohen Alters wünschen? Warum muss ein junger Mann bei einem Unfall ums Leben kommen, obwohl er das ganze Leben noch vor sich gehabt hätte? Warum schlägt die Krebserkrankung immer wie-

der mitten im Leben zu? Warum trennen sich Menschen, die sich eigentlich lieben und andere, die zusammen sind, lieben sich nicht? Warum ist jemand so kaputt, der doch alles hat? Und eine andere, der das Nötigste zum Leben fehlt, lacht den ganzen Tag? Ja, warum? Manches werden wir nie erfahren. Und am wenigsten wissen wir, warum jemand eine ganz große Nähe zu Gott hat und es ihn für andere nicht gibt. Aber man kann auf der Basis dessen, was ist, etwas machen. Etwas Gutes oder weniger Gutes. Man kann es annehmen oder sich dagegen sträuben. Man kann es verändern oder resignieren. Und das ist die Antwort auf die Frage, wofür man verantwortlich ist. Nicht für das, was einem begegnet, aber dafür, was man damit macht.

Die Bibel schildert einige Begegnungen von Menschen mit Gott. Sie sind meistens aufregend. Irgendwann tritt das Gefühl großer Geborgenheit und Nähe ein, aber meist erst nach einem großen Erschrecken bis Entsetzen. Und dann gibt es einen Auftrag, im Namen Gottes etwas zu tun. Menschen werden berufen, anderen mit Worten und ihrem Leben von Gott zu erzählen. So nehmen diese an der Gottesbegegnung teil. Das ist zunächst eine Beziehung aus zweiter Hand, aber irgendwann wird es zu ihrer eigenen.

Wir können uns nicht aussuchen, mit welcher Intensität Gott uns trifft. Ich glaube, dass er für jeden Menschen etwas von sich hergibt. Unberührt bleibt keiner. Aber der Grad der Berührung unterscheidet sich. Die sich besonders cool geben, sind oft besonders auf der Suche. Und zu intensive Gottesbeziehungen sind kaum auszuhalten. Denn in letzter Konsequenz muss "wer Gott sieht, sterben". Oder Vater und Mutter, Frau und Kinder verlassen. Oder irgendwie fremd werden in dieser Welt. Es sind einige wenige, die Gott so erleben. Sie werden einerseits von den sogenannten "Normalen" bewundert, aber andererseits auch ein wenig gemieden. Im Zusammensein mit ihnen spürt man die Unruhe des ungesicherten Lebens, das nie Frieden findet. "Mein Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Gott", sagt Augustinus. Man spürt an diesen Propheten-, Apostel- oder Märtyrergestalten, wie aufreibend ein solches Leben ist. Es strahlt die Fremdheit gegenüber den alltäglichen Ablenkungen und Pflichten aus und macht sich damit mehr Feinde als Freunde. Wen es trifft, der kann sich nicht wehren. Gott hat ihn gepackt. Spuren davon gibt es in jedem Christenleben.

Aber der heutige Predigttext führt uns einen Extremen vor, Jeremia, einen alttestamentlichen Propheten, der sein Leben lang Gottes Auftrag ausgeliefert war. Er musste massiv in die politischen Entscheidungen seiner Zeit eingreifen. Und – wen wundert's? Er handelte sich dafür große Anfeindungen, Verfolgung und Gefängnis ein. Auch an Gott und am eigenen Leben verzweifelte er immer wieder. Ein ganzes Buch mit Klage- und Liedern entstand daraus. In seiner Berufungsgeschichte deutet sich alles schon an: Dass er keine Wahl hat, obwohl er sich mit Händen und Füßen wehrt. Dass sein Auftrag nicht nur aufbauend ist, sondern auch zerstörerisch. Dass er sich vor den Machthabern fürchten muss. Aber auch, dass es Gottes eigene Worte sind, die er weitersagt. Dass Gott selbst ihn aus den Gefahren retten wird, in die er ihn bringt. Hören Sie Jeremia 1, 4-10:

*Des Herrn Wort geschah zu mir: Ich kannte dich, ehe ich dich im Mutterleibe bereitete, und sonderte dich aus, ehe du von der Mutter geboren wurdest, und bestellte dich zum Propheten für die Völker. Ich aber sprach: Ach, Herr Herr, ich taue nicht zu predigen; denn ich bin zu jung. Der Herr sprach aber zu mir: Sage nicht: »Ich bin zu jung«, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen alles, was ich dir gebiete. Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin bei dir und will dich erretten, spricht der Herr. Und der Herr streckte seine Hand aus und rührte meinen Mund an und sprach zu mir: Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund. Siehe, ich setze dich heute über Völker und Königreiche, dass du ausreissen und einreissen, zerstören und verderben sollst und bauen und pflanzen.*

So also ist es: Noch vor seiner Geburt hat Gott Jeremia für seinen Auftrag bestimmt. Er muss gehen, wohin Gott ihn sendet. Er soll alles predigen, was er ihm gebietet. Aber Gott wird auch bei ihm sein, seine Worte in seinen Mund legen und ihn immer wieder berühren.

In diesen beiden Spannungspolen leben Christen bis heute. Ich kenne welche, die unter ihrem Christsein leiden. Darunter, dass sie nie so sein können wie andere. Nie ausschließlich an sich selbst denken dürfen. Die Verantwortung für die Welt wahrnehmen müssen. Ohne Gottes Wort nicht auskommen. Das alles liegt wie eine Last auf ihnen. Sie sind Gott nahe, aber sie leiden darunter. Ich kenne andere, die die Nähe zu Gott geradezu genießen. Denen alles im Leben zu gelingen scheint. Die unangefochten sind, heiter und sonnig. Sie zeichnen ein unerschütterliches Vertrauen ins Leben aus. Nichts kann sie von ihrem positiven Grundgefühl abbringen.

Beides gehört zum Christsein, mal mehr das Eine, mal mehr das Andere. Wenn eins von beiden auf die Dauer eines ganzen Lebens fehlt, ist Skepsis angebracht. Wer sich ein völlig leidfreies Leben wünscht, macht sich wahrscheinlich nur ein ungefähliches Bild von Gott. Gott selbst aber ist gefährlich. Wer aus der Tiefe überhaupt nicht mehr auftauchen kann, hat den rettenden Gott nicht kennen gelernt. Es muss nicht immer so auf Leben und Tod sein wie bei Jeremia oder Paulus, bei Dietrich Bonhoeffer oder Maximilian Kolbe. Und schon gar nicht kann es darum gehen, Jesus zu imitieren. Das mutet Gott – ihm sei Dank – nur sehr wenigen zu. Aber in Ansätzen muss jede und jeder von uns beides erfahren: die Liebe und den Tod. Den Schrecken und das Glück, die in der Begegnung mit Gott liegen. Nur so wissen wir, dass wir es mit dem lebendigen Gott zu tun haben und nicht mit einer Projektion unserer Wünsche. Wir können Gott nicht einfangen. Weder durch ein gutes Leben, noch in Gottesdiensten, nicht einmal in den Sakramenten. Aber wir können unsere starren Vorstellungen von ihm aufgeben und unsere Wünsche zurückstellen. Damit wir offen für ihn sind, wenn er kommt. An den Knackpunkten unseres Lebens. Wo es um Sein oder Nichtsein geht. Um Geburt und Tod, Liebe und Leid, Schmerz und Freude. Was wären sie ohne Gott?

Amen.

*Pfarrerin Ursula Seitz*